

„Brückenbeziehungen“

oder

Der Versuch, in Brandenburg anzukommen

„Ich bin ein Berliner.“ Wer denkt da nicht an den berühmten Satz von John F. Kennedy? Aber ich heiße Klaus und bin wirklich einer, ein „waschechter“ sogar, aufgewachsen mit meiner Schwester Christel im Charlottenburger Schloss-Kiez.

Meine Frau Renate ist eine Schwäbin aus Stuttgart, 1961 wegen des Mauerbaus „eingewandert“ als „Kehrwochen-Flüchtling“, und wurde eine Berlinerin. Ihre Begeisterung für Berlin stellt die meine noch weit in den Schatten. „Meine Heimat ist Stuttgart“, sagt sie, „aber meine Liebe gehört Berlin.“

Unsere erste Tochter, Svenja, ist mit ihrem italienischen Mann Antonio und ihren Kindern Greta und Ruben eine deutsch-italienische Familie in Florenz. Unsere zweite Tochter, Gesa, ist mit ihrem ungarischen Mann Richard und den Kindern Moira und Àron eine deutsch-ungarische Familie in Berlin. Eine multikulturelle Familie sozusagen.

Und wir beide wären so gern auch Brandenburger geworden ...

Eine Geburtstagsfeier am 10. November 1989 bei einem Geschäftsfreund, der in einem der letzten West-Berliner Häuser vor der Glienicker Brücke wohnte. Das „Wahnsinns“-Ereignis des Vortages als einziges Gesprächsthema. „Nur für einen kurzen Blick“, sagte ich zu meiner Frau, denn heute Abend sollte auch die Brücke geöffnet werden. Es waren nicht sehr viele Menschen, die unseren Weg über Schinkels Brücke gen „Osten“ nach Potsdam nahmen. Dafür unzählige Menschen und „Trabis“ in umgekehrter Richtung gen „Westen“ nach West-Berlin. Die auch „Agentenbrücke“ genannte Verbindung war in dieser Nacht zur Brücke in die Freiheit und in unbekannte Welten geworden.

Naiv staunend wie Kinder liefen wir geradezu „vorsichtig tastend“ ein paar Meter von der Brücke in die angrenzende Berliner Straße. Vorbei an verlegten grüßenden Vopos neben den nutzlos gewordenen Sperren und Schranken. Sahen die heruntergekommenen Häuser und Villen der Berliner Vorstadt, die kaputte Straße, die gelblich-trüben Straßenlampen. Der Kohlebrandgeruch stach in die Nase und legte sich auf den Gaumen, die Kälte und Feuchte dieser einzigartigen Novembernacht – alles nicht spürbar, wenn man die jubelnden Menschen sah. „Kleinigkeiten, alles zu reparieren, wenn nur die Menschen ...“, dachten wir. Und liefen wieder zurück über den weißen Strich der Trennung, dessen Spuren übrigens auch heute noch in der Mitte der Brücke sichtbar sind.

„Diesen Brückenweg werden wir hoffentlich noch öfter gehen oder fahren“, freuten wir uns, denn wir hatten es nicht weit bis zu unserem Haus am Schlachtensee in Nikolassee. Nur ein paar Kilometer bis Potsdam. Bisher „weltenweit“ entfernt und nur über große Umwege erreichbar. Näher als bis zum Ku’damm.

Jeder, der diese aufregenden Zeiten erlebt hat, weiß, wie gegenseitig neugierig, aber auch misstrauisch man in Bezug auf das jeweils andere und das „neue Deutschland“ war. Aber reichte es, an den Wochenenden auf touristischen Erkundungstrips ins Umland – mit einem Mal hatte Berlin wieder ein natürliches Umfeld und sogar eine andere Hälfte – zu fahren oder zu gehen? In die Dörfer, Städte, Stadtteile und Landschaften auszuschwärmen und die „Landsleute,

die heroisch und friedlich die DDR beseitigt und sich selbst befreit hatten“, zu umarmen? Die West-Berliner endlich befreit von allen Kontrollen, Schikanen sowie von den Besuchs- und Reiseregularien, die immerhin im Laufe der Zeit durch die Neue Ostpolitik der SPD mit Willy Brandt verbessert worden waren. Und für die „Noch-DDR“-Bewohner überhaupt eine völlig neue Beweglichkeit. Wie gewann man jetzt Nähe zu Land und Leuten, zu den „neuen Landsleuten“?

Vielleicht sogar neue Freunde? Man weiß ja, eigentlich schließt man echte, oft sogar lebenslange Freundschaften in der Buddelkiste, im Kindergarten, in der Schule, der Ausbildung, während des Studiums, vielleicht noch im Arbeits- oder Hobbyumfeld. Aber in einem schon recht „gereiften“ Alter?

Uns ist es dennoch gelungen, und zwar mithilfe der

KUNST.

Schon immer war es „unser Ding“ (neue häufig verwendete Begriffe fielen uns auf), ein entsprechendes Organ dafür auszubilden, an Joseph Beuys orientiert, der erklärte: „... die Kunst ist dazu da, die Menschen betroffen zu machen und ihren ganzen Sinnzusammenhang, also ihren Sehsinn, ihren Hörsinn, ihren Gleichgewichtssinn zu aktivieren.“ Beuys sprach auch immer von einem an Rudolf Steiner orientierten „Wärmeprinzip“, wonach „soziale Wärme die Qualität der menschlichen und gesellschaftlichen Beziehungen ausmacht“. Und diese ganz einfachen Hilfsmittel halfen und helfen immer noch, auch offen auf Menschen zuzugehen, um „versteinerte, verhärtete, kristallisierte Strukturen aufzuwärmen und zu verflüssigen“.

Das Telefon klingelt. „Ihr kommt doch zu meinem Geburtstag? Andy kommt auch. Aber vorher sehen wir uns noch am Sonntag in der neuen Galerie von Uschi und Rainer Sperl in den Räumen der Ticket-Galerie am Nikolaisaal in Potsdam, Jubiläum, zwanzig Jahre Sperl-Galerie – oder?“

Stephan Velten, den Potsdamer Maler, lernten wir kennen, nachdem ich im Februar 1990 im „Tagesspiegel“ über die Gründung des „Künstlervereins Potsdam“ gelesen hatte, der fördernde Mitglieder suchte. Schon Mitglied im Neuen Berliner Kunstverein, reizte es mich ungemein, eines der ersten „West“-Mitglieder dieses neuen Vereins zu werden. Also schrieb ich an den „Rat der Stadt Potsdam, DDR“ – noch existierte ja der Staat DDR – und bat um Vermittlung. Irgendwie kam einem das immer noch sehr unwirklich vor, so einfach an ein „Staatsorgan der DDR“ zu schreiben und auch Antwort zu erwarten. Spannende Zeiten. Die Antwort kam auch prompt: „Vorsitzender ist Stephan Velten.“

An den schrieb ich auch sofort und bat um Aufnahme, „wenn es überhaupt möglich ist“. Er war offensichtlich sehr überrascht, dass da einer aus dem Westen die „neue Kunstszene von Potsdam und damit der DDR“ kennenlernen wollte, einer, der neben der „Leipziger Schule“ und der „Dresdner Schule“ nun unbedingt auch eine „Potsdamer Schule“ haben wollte und auch sonst einiges über die Kunst der DDR wusste. So wurde ich Mitglied, und zwar erstes West-Mitglied.

Stephan Velten schickte auch gleich eine Einladung zur ersten Ausstellung des Vereins am 19. April 1990 im „Klub der Künstler und Architekten, Eduard-Claudius-Club, Karl-Liebknecht-Forum“. Und legte eine Wegbeschreibung bei: „Sie fahren ja über die Glienicke-Brücke bis ...“

Heute spielt in dem Gebäude des ehemaligen Künstler-Clubs nicht mehr die Kunst eine Rolle, sondern das Geld und die Spiel- und Wettsucht: ein Spielcasino, eben kapitalismugerecht.

Voll kritischer Neugier machten wir uns damals also auf den Weg über die Brücke und fanden dann auch nach einigen Umwegen den Claudius-Club gegenüber dem Filmmuseum Potsdam im ehemaligen Marstall. Ebenso neugierig wurden wir begrüßt und verschiedenen Künstlern vorgestellt – ich glaube, wir waren tatsächlich die einzigen West-Bürger („Wessi“ sagte man damals noch nicht, ebenso wenig wie „Ossi“, muss irgendein Idiot wohl später erfunden haben). Irgendwie fühlten wir uns sogleich wohl und „heimisch“, ja waren angetan von der großen Offenheit und Freundlichkeit. „Mann, aus West-Berlin? Ach was, Alt-Achtundsechziger?“ Was hatten wir denn erwartet? Na ja, man kannte ja die Oberflächlichkeit solcher Begegnungen und Gespräche zur Genüge. Nicht nur im Kunstkontext, sondern auch im Berufs-, Freundes- und Alltagsumfeld. „Die sind irgendwie anders, nicht wahr? Herzlicher“, stellte auch meine Frau fest.

Wir waren überrascht und sofort angezogen von den seltsam gelben Öl-Malflächen und den expressiv-abstrakt dargestellten Körperlichkeiten des Malers Stephan Velten, die wie Landschaften wirkten. Erstaunt ebenfalls, hatte man doch auch noch so ganz andere DDR-Bilder im Kopf: „sozialistischer Realismus“, „Mutti kommt heim“-Bilder und so.

Interessante Gespräche über Kunst, Politik, Alltag und die „neue Zeit“. Aufbruch wohin? Eine DDR mit demokratisch-sozialistischem Gesicht oder eine Gesamt-BRD mit bewährter marktwirtschaftlicher Prägung? Wiedervereinigung? Ich vermied den Begriff „Kapitalismus“, dachte an die Gespräche und Erwartungen meiner CDU-geprägten „Geschäftsfreunde“ und ahnte Bedenkliches.

„Jetzt wäre eigentlich der Zeitpunkt für die Malerei, die Abstraktheit des Westens mit dem Realismus des Ostens zu verbinden, eine Brücke zu bauen“, sagte ich zu Stephan Velten, als wir vor seinem großformatigen Bild „Sturz“ standen.

„Meinen Sie?“, erwiderte er nachsichtig lächelnd. „Was machen Sie eigentlich beruflich?“

„Hätte er nur den Gedanken aufgegriffen“, sagte ich zu meiner Frau, als wir in den späten Neunzigern wieder einmal auf der Biennale in Venedig die riesigen Bilder des weltberühmten Leipziger Malerstars Neo Rauch betrachteten. „Nichts anderes macht der, nicht wahr?“

Wir erwarben damals den „Sturz“ und verabredeten einen Besuch in seinem Atelier in Potsdam-Babelsberg: „Ein großes altes Haus beinahe unter einer Autobahnbrücke, nicht einfach zu finden. Vielleicht kann man ja jetzt mithilfe der Bank was draus machen, eine Malschule gründen und ...“ Ich wollte seinen Optimismus nicht dämpfen, dachte aber an die schon lauenden Grundstückshaie (später sagte man zeitgemäßer: „Heuschrecken“) meiner Baubranche.

Die Arbeiten eines anderen Künstlers fielen uns gleichfalls sofort auf in diesem „DDR-Kunst-Kontext“ mit so nicht erwarteten Collagen und Aquarellen. Anthropomorphe Körperlichkeiten, die vom Auseinandernehmen und Zusammenfügen lebten. Wir gingen neugierig auf ihn zu.

„Andreas Krüger“, stellte er sich vor, „bin ein Freund von Stephan.“ Und wurde auch einer von uns bis heute.

„Ihren Namen habe ich doch schon einmal irgendwo ...“, grübelte ich. „Ach ja, Gruppe ‚Instabil‘, nicht wahr?“

Er wich überrascht ein wenig zurück. „Die kennen Sie als Westler? Sind Sie ...?“ Er hielt mich wohl für einen Kunstexperten.

„Nein, nein“, sagte ich schnell, „ich interessiere mich nur ein wenig für Kunst.“

Wir besuchten ihn auch später mit West-Freunden in seinem Atelier im Ost-Berliner Stadtbezirk Prenzlauer Berg. Spannend und abenteuerlich, endlich einmal in dem damals noch total heruntergekommenen Viertel ein wenig dem „Mythos Prenzlauer Berg“ nachspüren zu können. Von dem aufmüpfigen Viertel mit der Lyrik- und Künstlerszene hatte man auch bei uns in West-Berlin schon viel gehört. Underground in der DDR, Stasi-beügt.

Das Viertel heute? Ein Szeneviertel der ganz anderen Art. Mythos? Völlig verschwunden. Ersetzt durch Kommerz und Fun.

Meine Frau überraschte mich an meinem fünfzigsten Geburtstag mit einer wunderbaren Arbeit von Andreas Krüger: „Saqqara Torso“, eine Arbeit aus Öl, Sand auf Leinwand auf einer alten Holztafel aus den ägyptischen Mastaba-Gräbern. Ein „Wüstenbild“, sagte er, „Ihre Frau hat mir von Ihrer beruflichen Kuwait-Zeit erzählt, und da dachten wir ...“ Ich habe mich wirklich riesig gefreut.

Andreas Krüger heißt heute Andy Kern und lebt in Potsdam. Er hat alle „ups and downs“ einer künstlerischen Existenz in der „neuen Freiheit“ erfahren. Wir hoffen, dass unsere Freundschaft zu ihm zu den „ups“ zählt.

Durchaus auch eine „Brückenbeziehung“, da man nach Prenzlauer Berg von West-Berlin aus über die Bornholmer Brücke fahren musste, den Grenzübergang, wo am 9. November 1989 zuerst „die Tore“ aufgingen – der Fall der Mauer.

„Das ist übrigens meine Frau.“ Stephan Velten kam nochmals zu uns, als er uns nun doch ein wenig verloren herumstehen sah. Wir kannten ja niemanden. Sie ist vom

KABARETT.

Und so lernten wir Gretel Schulze kennen, eine Kabarettistin vom Potsdamer Kabarett „Am Obelisk“.

„Könnt ja mal in die Vorstellung kommen. Brücke, immer geradeaus, Schopenhauerstraße – seht einfach auf der Karte nach, nich?“

Eine alte Karte (VEB Tourist Verlag, Leipzig, Stand 1980) half aus. Eine neue Stadtkarte von Potsdam war in dieser Wendezeit erst noch im Werden. Namen verschwanden, waren nicht mehr opportun, belastet: Leninallee, Wilhelm-Pieck-Straße, Straße der Pioniere, Straße der Jugend, Kulturhaus Hans Marchwitza, Haus der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft und andere. Berlin (West) eine leere gelbe Fläche, umgeben von der „Staatsgrenze“, also der Mauer; lediglich die Glienicker Brücke war eingezeichnet, beziehungslos, uferlos.

Natürlich fuhren wir noch 1990 hin. Das erste Stück hieß „Du darfst nicht vor der Witwe sterben“, eine herrlich satirische Stalin-Komödie, mitreißende Kabarettisten, deren Songqualitäten uns sofort begeisterten. Besonders die von Gretel Schulze. „So was kennt man im Westen gar nicht“, fanden wir. Ein wunderschön altes Haus mit einer knallroten Ausmalung und einer Regenschirm-Deckeninstallation im Kinostuhl-bestückten (ein paar dieser Stühle, 11. Reihe, stehen heute noch in unserem Keller) Saal am Rande des Sanssouci-Parks. „Wie viele ständige Mitglieder hat euer Ensemble? Und dazu noch technisches Personal?“, fragten wir erschreckt, als wir von der großen Zahl hörten.

Wir wurden auch hier Mitglieder im Förderverein des Kabarett und begeisterte Zuschauer, die kaum ein Stück und

andere Feste drinnen und draußen im angrenzenden Garten ausließen. Aufgenommen von den Potsdamern wie alte Freunde. Nach und nach konnten wir auch unsere West-Freunde alle mit unserer Begeisterung anstecken und bildeten häufig so eine richtige West-Enklave. Die hielten aber nicht sehr lange durch: „Immer diese Ost-West-Kacke nervt ja doch mit der Zeit.“

In dem Kabarett konnten wir dann bald schon im Kleinformat alle Probleme der neuen, marktgesteuerten Gesellschaft ablesen und mitbekommen. Ein Kosmos der Schwierigkeiten in einem jetzt „freien“ Kulturbetrieb: Personalabbau, Fördergeldkürzungen, Führungsquerelen, Stasi-Enthüllungen, Streitigkeiten, Ensembleverkleinerung, künstlerischer Richtungsstreit, zu hohe Gagenforderungen für Kabarett-Gaststars aus dem Westen, die entsprechende Engagements verhindern, Probleme mit Krediten für die Gehaltszahlung, Miet- und Betriebskostenprobleme. „Die Obelisker drückt tatsächlich die nackte Existenzangst“, stand irgendwann in der Zeitung.

Schließlich der Umzug in ein neues – allerdings ebenfalls sehr schönes – Domizil in der Charlottenstraße, wo das Kabarett auch heute noch ist und allen Widrigkeiten tapfer trotzt. Die satirische Qualität der jetzt kleinen Gruppe ist geblieben. Kein Wunder: Unsere krisengeschüttelten und längst nicht mehr sozial-wirtschaftlich, sondern casinokapitalistisch gesteuerten Globalisierungszeiten bieten ja viel Stoff für Satiriker.

Im Jahr 2000 war ein Projekt unserer Ludwigsfelder Tochtergesellschaft in der Potsdamer Hegelallee, nahe der Schopenhauerstraße, steckengeblieben, da der Bauherr mit unlösbaren Finanzierungsproblemen kämpfte. Eines dieser typischen „Aufbau Ost“-Projekte. Windiger Bauherr mit noch windigerer Finanzierung. Die Bauarbeiten wurden zunächst einmal eingestellt, und wir zogen ab, mit dem Bauherrn um unbezahlte Rechnungen ringend.

„Ich sehe immer euer grün-gelbes Firmenschild, wenn ich an unserem früheren Kabarettomizil vorbeigehe, aber nischt is los“, sagte Gretel Schulze bei einem unserer Spaziergänge um den Heiligen See. „Wat is da los? Vielleicht Stoff fürs Kabarett?“

Ich erklärte es ihr.

„Na, mit solchen Wessis (der Begriff war inzwischen allgemeiner Sprachgebrauch geworden) haben wir ja im Kabarett auch so unsere Erfahrungen gemacht. Ick könnte an das Wort ‚Wessi‘ noch eine Verschärfung anhängen: ‚Schwabe‘.“ Sie lachte bitter auf in Erinnerung an den windigen Schwaben, der gleich nach der Wende in dem Kabarett mit seiner „sozialen Unternehmensführung“ – so stand es auf der Visitenkarte – „hilfreich“ sein Unwesen trieb. Und große Sprüche klopfte wie „den Sprung vom Staatskulturbetrieb in die privatwirtschaftliche Organisationsstruktur einer Gesellschaft bürgerlichen Rechts wagen“.

Uns war der launige Schwabe, der mit uns die Feste des Kabarett feierte, anfangs auch recht sympathisch erschienen, aber zunehmend suspekt geworden. Möglicherweise auch bloß naiv – in diesem Falle aber gefährlich.

Der Osten nach dem Mauerfall war ein Eldorado für Glücksritter, Abenteurer, Spieler, Gangster, Betrüger, Schnelle-Mark-Macher, Absahner, Geldwäscher, Spekulanten, Subventions-Einsammler, Immobilienhaie, Blühende-Landschaften-Versprecher, Versicherungs-Aufschwitzer, Autoschrott-Loswerder, Wie-kommt-man-gut-in-die-Marktwirtschaft-Berater – Stoff für tausend Filme und Kabarettprogramme.

So hieß denn auch ein Stück „La deutsche vita“.

„Was ihr da bearbeitet, war einmal das Werner-Alfred-Bad“, erzählten uns Gretel und Stephan, „da haben wir noch bis 1990 drin gebadet.“

Sie sind bis heute unsere guten Freunde geblieben. Wir machten sogar 1996, zusammen mit ihrem kleinen Sohn Lion, einen „Familienausflug“ nach Siracusa in Sizilien und besuchten die Eltern des Freundes Antonio und späteren Ehemannes unserer Tochter Svenja. Unvergessen das Lied von Claire Waldoff „Wer schmeißt denn da mit Lehm?“, das Gretel nach einem Essen zum Besten gab. Und das in einem sizilianischen Wohnzimmer! Die Eltern schwärmen noch heute von der „Signora come una siziliana“ mit der „bella voce“.

Auch das kleine Ölbild, das Stephan ihnen als Gastgeschenk überreichte, halten sie stolz in Ehren. „Nur verkehrt herum aufgehängt“, dachte ich, als wir sie zur Hochzeit unserer Tochter später wiedersahen. Traute mich aber nicht, es zu korrigieren. Ein abstraktes Bild kann man ja auch ... na ja.

2009 hat uns die Kunst noch einmal gemeinsam nach Italien geführt, diesmal nach Venedig zur Biennale, wo wir viel Sinniges, aber auch Nasses erlebten. Ein Foto zeigt Gretel lachend beim Trocknen ihrer Manuskripte für ein Kabarettprogramm, die beinahe einer Überschwemmung unseres Appartements zum Opfer gefallen wären. „Ossis sind hart im Nehmen“, war ihr damaliger Kommentar.

Ich lese im „Tagesspiegel“ einen Artikel über Knut Elstermann. Der bekannte Filmjournalist hat ein Buch über die DEFA-Filmkinder geschrieben.

Und mir fällt in diesem Zusammenhang eine weitere gute Freundin ein, der wir unbedingt noch sagen müssen, dass wir dieses Jahr zu Ostern nicht zu ihr nach Kreuzbruch kommen können, da wir in Florenz bei unserer Tochter und ihrer Familie sein werden.

Ingrid Poss, eine ehemalige DEFA-Dokumentarfilm-Regisseurin, lernten wir im Freundeskreis von Gretel und Stephan kennen. Ihr verdanken wir einen uns als Wessis bislang verborgen gebliebenen interessanten Blick in die Welt des

DEFA-FILMS DER DDR.

„Wart ihr überhaupt schon mal in unserem Filmmuseum?“, fragte uns Ingrid Poss 1994 anlässlich einer großen Ausstellung von Stephan Velten in der BIG-Villa in Potsdam am Heiligen See (bis 1990 residierte dort die Britische Militärmission; heute gehört die prächtige weiße Villa am See dem Modemacher Wolfgang Joop).

„Ist das nicht gegenüber vom Claudius-Club?“

„Ja, ihr fahrt über die Brücke und immer geradeaus, dann ... Na, ihr kennt euch ja schon aus, seid ja schon fast Neu-Potsdamer.“

Wir trafen uns mit ihr bald danach. Sie führte uns im Filmmuseum im Marstall-Haus herum. Ein Gang durch die deutsche Filmgeschichte, hautnah zum Anfassen und von Ingrid sachkundig und liebevoll erklärt: die alte UFA, Filmstadt Babelsberg, ab 1946 DEFA. Zukunft? 1992 hatte die Treuhand die ehemaligen DEFA-Filmstudios an einen französischen Konzern verkauft.

„Konkurrenz für die Studios in West-Berlin, München, Hamburg, Köln? Die werden sich wehren“, dachte ich und musste unwillkürlich an meinen Job in meiner Baufirma denken und an die Besuche und Gespräche im riesigen, überdimensionierten, mit unbrauchbarer Technik ausgestatteten VEB Betonwerke in Frankfurt (Oder) und anderswo, an die Sorgen der Leute um ihre durch Abwicklung gefährdeten Arbeitsplätze.

„Da, die Schulbank von Heinz Rühmann aus der ‚Feuerzangenbowle‘, dort das Foto von ...“ – eine unglaubliche Fülle von Requisiten, Fotos, Modellen, Dokumenten und, und, und.

„Und das ist Bärbel Dalichow, meine Chefin, die Direktorin des Filmmuseums“, sagte Ingrid und lief auf sie zu. „Willkommen bei uns“, begrüßte uns diese freundlich, „und kommen Sie doch auch mal in unser Kino im Haus!“ Damit drückte sie uns das laufende Filmprogramm des Filmmuseums in die Hand.

Das Filmmuseum Potsdam und Ingrid Poss – eine Begegnung und Brückenbeziehung von großer Bedeutung und Nähe, ein Aufeinanderzukommen und eine bis heute bestehende enge Freundschaft, die ihre Energie immer wieder neu aus dem „Wärmeprinzip“ schöpft.

DEFA – die DDR-Filmproduktion hatte bei uns im Westen ja einen schlimmen Ruf: systemkonform, Propaganda. Wir hatten eben eine völlig andere Lebensweise, wir als „Achtundsechziger“ sowieso, und ein anderes Menschenbild. Man kannte vielleicht ganz frühe Filme („Der Untertan“) oder ganz späte („Solo Sunny“), aber die dazwischen, die verbotenen – alles unbekannt, uninteressant. Eben zwei Filmkulturen, zwei Staaten, zwei Gesellschaftssysteme.

Ab Januar 1996 veranstaltete das Filmmuseum unter Ingrids Regie zur fünfzigsten Wiederkehr der DEFA-Gründung von 1946 acht Live-Filmnächte. „Ihr kommt doch?“

Überraschende Filme sowie interessante Gespräche über den Filmalltag bei der DEFA und in der DDR, Zensurbelastungen und Tricks, damit umzugehen, Streitigkeiten, Verbote, Verletzungen, Stasi, Kulissentratsch, Liebe, Sex, Systemveränderungen, Biermann-Ausbürgerung und Übersiedelungen, alte und neue Feindschaften und vieles andere mehr mit Regisseuren, Dramaturgen, Schauspielern, Politikern, Wissenschaftlern, Musikern, Schriftstellern, Künstlern, allen möglichen Filmleuten. Fast alle moderiert von Knut Elstermann und live gesendet vom Ostdeutschen Rundfunk Brandenburg (ORB). Eine Filmwelt von innen beleuchtet und in unsere Gegenwart geholt. Erlebnisstarke Zeitgeschichte mit Augenzeugen. Mit Gesprächen, die nicht über eine zurückliegende Zeit belehren wollten. Man konnte sich sehr gut ein eigenes Bild machen.

Am meisten verwunderte uns die völlig ungezwungene, kontaktoffene Bereitschaft aller, ob prominent oder nicht, auch nachher im Foyer mit ihnen selbst bei einem Glas Sekt oder Wein und reichlich Essbarem, großzügig gesponsert, ins Gespräch zu kommen.

„Die sind irgendwie anders, wärmer“ – eine von uns immer wieder getroffene Feststellung bei unseren vielfältigen Brückenbeziehungen.

Die Nächte waren anstrengend, zumal man noch berufstätig war, aber wir hielten durch. Eine Bereicherung der besonderen Art, die wir nicht mehr missen mochten. Eines hatten wir jedenfalls erfahren in diesen spannenden Nächten: In den DEFA-Studios der DDR wurden natürlich nicht nur Meisterwerke geschaffen, sicher auch viel Einfältiges – wie übrigens bei uns auch, wenn man nur an die unseligen Heimatfilme der Fünfziger („Grün ist die Heide“) denkt –, sicher auch schlimme Propagandafilme („Ernst Thälmann – Sohn seiner Klasse“), aber auch so wunderbare Filme wie „Die Legende von Paul und Paula“ und viele andere mehr. Pauschalbewertungen sind immer doof, hier wie dort.

Die Filmnächte hat Ingrid dann in einem Band der Brandenburgischen Landeszentrale für politische Bildung alle dokumentiert: „DEFA – 50 Gespräche aus acht Filmnächten“.

Ingrid hat auch mit ihren späteren Büchern „Spur der Filme“ (Mitherausgeber: Peter Warnecke) und „Der ungeteilte Himmel“ (Mitautor: Peter Warnecke) – gerade schreibt sie noch an einem dritten Buch – sehr viel dazu beigetra-

gen, dass „das Filmerbe der DDR nicht vergessen oder verspottet wird“, wie Andreas Dresen, der junge ostdeutsche Regisseur von „Wolke 9“, 2009 in einem Zeit-Artikel geschrieben hat. Auch er war einmal 2004 im Filmmuseum zu sehen und zu hören.

Als die letzte – achte – DEFA-50-Filmnacht im Dezember zu Ende ging, wurde mir von den Damen am Sekt-, Wein- und Essenstand zum Abschied ein Paket mit einer großen roten Schleife übergeben. Lachend über mein überraschtes Gesicht warteten sie auf das Auspacken: Ein dickes Bündel Eberswalder Würstchen! „Guten Appetit! Die haben Ihnen doch bei uns immer so gut geschmeckt, da haben wir gedacht ...“

„Du bist wohl wieder einmal durch deine Gefräßigkeit aufgefallen“, schmunzelte auch meine Frau.

Die Leute sind eben einfach anders, aber die Würstchen waren auch wirklich gut.

Wir lernten in diesen Nächten auch andere Freunde von Ingrid kennen und schätzen. So Elke Ziemke, eine Ärztin aus Caputh, und ihre netten Kinder Lydia und Benni.

„Wo liegt denn eigentlich Caputh?“, wollten wir wissen.

„Na, das Einstein-Haus in Caputh sagt euch sicher was, nicht wahr? Ist zwar nur eine ziemlich ruinierte Holzhütte, aber das Energiefeld von Einstein ...?“

Wir fuhren natürlich hin, fanden nach längerem Suchen mithilfe der Anwohner – „Wo wollen Sie hin? Da gibt's nichts zu sehen!“ – auch das unscheinbare, kaputte Haus und besuchten auch gleich Elke in ihrem wunderschönen Haus, herrlich gelegen am Sonnenhang. Caputh, Templiner See, Caputher See, Schwielowsee, jede Menge Wasser und Wald – traumhaft. „Da wird bestimmt bald gebaut“, dachten wir. Es sollten viele „Feuerzangen-Besuche“ und andere folgen. Viele neue Häuser ...

Das Sommerhaus von Albert Einstein, in dem er zwischen 1929 und 1932 gewohnt hatte, war übrigens zu seinem 125. Geburtstag im Jahre 2004 nicht rechtzeitig fertig restauriert worden und wurde erst ein Jahr später eröffnet.

Beim Abbiegen am Adenauerplatz in Berlin steht ein roter BMW neben mir. Ist das nicht die „Alles wird gut“-Nina-Ruge, die langhaarige blonde Schöne aus der Glotze? Der BMW fährt los. War sie's nun, oder war sie's nicht?

Jeder Mensch hat irgendeinen Tick. Meiner besteht darin, ständig Prominente zu erkennen. Andere, so scheint's, merken aber gar nichts davon. Oder tun jedenfalls so. Meine Frau reagiert natürlich jedes Mal besonders genervt und lästert dann mit dem Hinweis auf „den kleinen Prominenten“. Das waren Leute, die durch irgendeine winzige Gelegenheit mit Politikern, Schauspielern und anderen Prominenten in Kontakt gekommen waren und in einer Quizsendung von Hans Rosenthal Ende der Fünfzigerjahre ganz stolz darüber berichteten – eben als „der kleine Prominente“.

Ich schlüpfte einmal selbst in diese witzige Rolle, als mich Ingrid und ihre Chefin im Jahr 2001 baten, zum zwanzigsten Geburtstag des Filmmuseums Potsdam einen Redebeitrag zu leisten. Als Gast, da meine Frau und ich zu den regelmäßigen und eifrigsten Besuchern der DEFA-Filmnächte zählten; später kamen noch sieben „deutsch-deutsche“ und sechs „russische“ („Revolution und Seele“) Filmnächte sowie viele andere Ausstellungen und Ereignisse hinzu.

„Bloß – in welcher Funktion?“, überlegte ich mir, als ich mir die hochrangige Rednerliste ansah: Bürgermeister, Kulturministerin, Generaldirektor der Schlösser, Professor für ... Etwa als Prokurist des Baukonzerns?

Der zündende Gedanke kam mir dann anlässlich der gerade aktuellen Ausstellung im Filmmuseum mit dem Titel „Laube, Liebe, Hoffnung“, wo man mich sogar mit nachgesprochenen Texten in der launigen Rolle des „Kleingärtners

Seyboldt mit nachbarlichen Ratschlägen“ in einer Kabine hören konnte. Diese Ratschläge waren ursprünglich 1947, 1949 und 1950 im Berliner Rundfunk regelmäßig an den Sonntagen zu hören – nachkriegsgemäße Versorgungstipps.

Auf einem der Bildschirme war auch der Quizmaster Hans Rosenthal zu sehen, und ich erinnerte mich an „den kleinen Prominenten“. Und so entschied ich mich, als „der kleine Prominente“ aufzutreten und erzählte dem Publikum in einer kleinen Auswahl von kurzen Begegnungen und Gesprächen in diesen Nächten mit Richard Schröder, Gregor Gysi, Michel Friedman, Joachim Gauck, Gretchen Dutschke, Jutta Ditzfurth, Wolfgang Leonhard, Kurt Maetzig, Alfred Hirschmeier, Egon Günther, Eva-Maria Hagen, Jaecki Schwarz, Annekathrin Bürger, Günter Fischer, Gerulf Pannach, Veronika Fischer, A. R. Penck, Jürgen Böttcher (Strawalde), Christoph Hein und vielen, vielen anderen. Es war unmöglich, sie alle aufzuzählen. Ein „Who is Who“ der künstlerischen und gesellschaftlich bedeutenden Prominenz. Man kann es heute kaum noch fassen, dass die unermüdliche Organisatorin Ingrid Poss es damals vermochte, so viele „Wichtige“ für einen Auftritt hier in Potsdam zu begeistern. Die Begeisterung hat heute deutlich nachgelassen.

Allgemeine Heiterkeit im Publikum und großer Beifall. Ich hatte wohl die richtige Wahl und den richtigen Ton getroffen.

Durch Ingrid hatten wir auch Gelegenheit, außerhalb meines Berufsfeldes etwas „tiefer“ in Brandenburg „einzutauchen“. Ein bis heute immer wieder neu „beglückendes“ Erlebnis ist für uns

KREUZBRUCH,

ein kleines Dorf in der Nähe von Liebenwalde im Landkreis Oberhavel in Brandenburg.

„Ich mache am Pfingstsonntag ein großes Fest. Bringt Schlafsäcke mit und viel Rotwein. Ist für euch noch ein wenig schwierig zu finden.“ Aber sie beschrieb uns genau den Weg: „... dann bei einem Baum in der Mitte der Straße nach links ...“ Den Zettel hab ich noch immer.

„Ob wir das finden?“ Wie gesagt, alte Karten, kaum Wegweiser; heute bei gut ausgebauten Autobahnen und Landstraßen mit entsprechender Beschilderung „ein Katzensprung“ – na ja, für große Katzen und mit wenig Mäusen auf dem Weg.

Wir fanden das Dorf mit einigen Mühen, sogar mit der richtigen Autobahnausfahrt „Mühlenbeck“. Im Ort Summt an einem Baum ein Schild mit der Aufschrift „Frische Ost-Negerküsse“. (Der Plakatkünstler Klaus Staeck hat dieses Schild 2001 fotografiert und in seinem Katalogbuch „Frohe Zukunft“ abgebildet. Als wir kürzlich, nach fast zwanzig Jahren, wieder einmal da durchfahren, war das alte Schild endlich politisch korrekt „umgestaltet“ in „Ost-N . . . küsse“, über den Punkten klebten vier Schokoladenköpfe. Das muss ich ihm mal als Foto schicken.) Weiter ging's durch tiefe Wälder, vorbei an „blühenden Landschaften“ und Wiesen, wir sahen verfallende landwirtschaftliche Anlagen, Kühe, Pferde auf Weiden, Felder, kaputte Häuser, löchrige Straßen, kamen durch merkwürdige Dörfer – „Ach, das Dorf da heißt ja Zehlendorf, sind wir ja wieder zu Haus in Berlin“ –, fuhren an einem verlassenen, stillgelegten Bahnhof vorbei – für Berliner alles ungewohnt und „jwd“ (janz weit draußen). „Da hinten, die alten Gebäude, das muss es sein.“

Was haben wir dort auf ihrem alten Bauernhof, den sie vor vielen Jahren einmal in der DDR erworben hatte und den sie liebevoll hegte und pflegte, soweit es die Mittel zuließen, im Laufe der vielen Jahre für Feste gefeiert und Anlässe gefunden, immer wieder zusammenzukommen! „Die Massen von Blättern und Kastanien müssen weg – kommt ihr?“ Meistens recht rotweinselig. Neben einer Wohnung in Potsdam war der Hof ihr „Ein und Alles“. Schon zu DDR-Zeiten ein Begegnungsort für gute, vertraute Freunde. In einem „nicht gerade lupenreinen demokratischen“ Staat wie der DDR lebenswichtig. Sicherlich hatte auch die Stasi „ein Auge“ auf die seltsamen Filmleute und Künstler geworfen, die sich dort trafen und ausgelassene Feste feierten.

Jetzt immer noch ein Ort der Begegnungen mit alten und neuen Freunden aus Ost und West. Mit anderen Künstlern, mit Mitgliedern unserer und anderer Familien, mit alten und neuen Dorfbewohnern und interessanten Leuten (darunter Bauer Schwarz, ein schwäbischer Theologe) und, und, und. Leider wurden es im Laufe der Jahre auch immer weniger.

Ich betrachte ein Foto und sehe uns an einem Pfingstsonntag mit Ingrid, Gretel, Stephan, ihrem Sohn Lion und meiner Schwester Christel bei herrlichstem Sonnenschein unter den tief hängenden Zweigen der riesigen Kastanie sitzen, die als wunderschöner Blickpunkt den Innenhof des alten Gehöftes prägt (leider hat ein Sturm inzwischen einen großen Ast abgerissen und die Schönheit der Symmetrie des Baumes zerstört). Chianti, Oliven, Käse, Weißbrot, Salami und Melone auf dem Tisch. Toskana in Brandenburg. Die uralte Kastanie lauschte unseren Gesprächen und Erzählungen über unsere unterschiedlichen Ost-/West-Biografien, über Spaß, Freude, Leid, Hoffnungen, Enttäuschungen und Ängste im Leben der „zwei Deutschlands“, über Opfer des Real-Sozialismus und Opfer des Real-Kapitalismus und anderes und verglich sie sicherlich mit den Geschichten, die im Laufe ihres langen Lebens unter ihr erzählt wurden. „Der Baum“ diente Ingrid auch als Metapher für ihren gleich nach der Wende gedrehten interessanten Dokumentarfilm über das Ost-/West-Leben und seine Brüche in Kreuzbruch.

Es ist hier nicht der Platz, über die Fülle der Begegnungen zu berichten. Ein ganzes Buch wäre damit zu füllen. Vielleicht mache ich es ja einmal. Aber von einem Ereignis ist unbedingt noch zu erzählen.

Das große Gehöft mit seinen Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, Scheunen, Ställen und Gartenflächen wurde Ingrid langsam zu groß, der Pflege- und Wartungsaufwand zu mühsam. Und die „helfenden Freunde“ wurden immer seltener. „Man wird ja auch nicht jünger.“ Also beschloss sie, den Hof zu verkaufen. 2008 kaufte ihn dann ein Mitglied der weltberühmten Star-Rockband „Rammstein“, mit einem Wohnrecht für Ingrid.

„Er feiert demnächst seine Hochzeit hier auf dem Hof“, sagte sie eines Tages. „Ich darf ein paar Gäste mitbringen, ihr seid eingeladen. Ihr sitzt mit mir, dem Bürgermeister und anderen aus dem Dorf am Dorftisch (wir waren sozusagen „eingemeindet“ und also schon Brandenburger). Wird sicher ein Riesenfest, die ‚Rammsteins‘ und andere Bands werden spielen. Bringt Schlafsäcke mit.“

Und es wurde ein gewaltiges Fest über mehrere Tage. Das größte, das Kreuzbruch je erlebt hatte. Als wir auf den Hof zufuhren, sahen wir schon von Weitem eine riesige Wohnwagen-, Zelt- und Autoansammlung auf den umliegenden Wiesen, Cateringfahrzeuge, Stromaggregate, Sanitärcontainer und anderes. An den Absperrungen Securityleute, die uns einwiesen: „Foto- und Filmverbot bitte beachten!“

Braut und Bräutigam begrüßten uns. Wir bedankten uns artig für die Einladung.

„Ach, ihr gehört zu Ingrid, ja, dann ... Aber bitte nicht filmen!“, sagte die Braut mit Blick auf meinen Camcorder. „Mädel“, dachte ich, „is ja gut.“ – „Unser Geschenk ...?“

„Bitte im Stall ablegen.“ Der war bereits bis zur Decke gut gefüllt. Wir klemmten unser Geschenk dazwischen.

Vor der großen Scheune war eine Bühne aufgebaut, wie sie sonst bei Rockkonzerten üblich ist, mit gewaltigen Lautsprecherboxen, geeignet für die Berliner Waldbühne, Aggregaten für die Stromerzeugung und -verteilung wie auf unseren Baustellen, Bühnenbeleuchtung usw. „Wird ganz schön laut werden.“ Bänke und Tische waren unter der Kastanie und im gesamten Innenbereich aufgestellt, es gab Spielgeräte für Kinder und einen Schießstand! Alle Scheunen und Ställe waren geschmückt, beleuchtet und eingerichtet, eine perfekte Küche installiert, ein Buffet vom „Allerfeinsten und Edelsten“.

Hunderte von Menschen, überwiegend jüngere. Wir hielten Ausschau nach Ingrid. Sie lief irritiert und aufgeregt zwischen all den Menschen umher. „Mein Rasen!“ Sie führte uns zu unserem Tisch, wo wir auch Elke und ihre Kinder sowie die „Dorfabgesandten“ trafen. Ingrid zeigte auf diesen und jenen unter den Leuten: „Die ist ..., und der ist ...“ Die Braut gehörte nämlich zur Familie eines der ehemals wichtigen DDR-Politiker. Dazu Künstler, Musiker, Freunde, Verwandte – und eben wir. Insbesondere die „Rammstein“-Musikerkollegen des Bräutigams wollte sie uns irgendwann am Abend mal vorstellen. „Einer ist ja mein Patensohn. Die spielen sicherlich auch noch heute Nacht.“

Ich erhielt dann doch noch die Erlaubnis der Braut, ein wenig das einmalige Geschehen in Bild und Ton festzuhalten. „Ingrid, dein ehemaliger Hof ist ja nicht mehr wiederzuerkennen. Wie wird der wohl hinterher aussehen?“ Ihrem umherirrenden, manchmal feindseligen Blick war deutlich anzumerken, dass sie ihn immer noch als den ihren betrachtete und nicht loslassen wollte. „Mein Rasen, ogottogott!“

Wir liefen ein wenig umher, tranken einen vorzüglichen Rotwein, aßen von dem Buffet, das von Kempinski hätte sein können (vielleicht war es das ja sogar), hörten der Musik zu und sahen den tanzenden jungen Leuten zu. Die Band, Ost-Berlins berühmt-berühmte Krawallband „Knorkator“, sollte sich bald danach auflösen, nach vierzehn Jahren gemeinsamer Geschichte. Insofern auch ein Ereignis. Und das bei einer Hochzeit. Und – vor allem auf Ingrids Hof! „Is ja irre, hoffentlich zerhacken die nicht wieder ihr Keyboard oder setzen ihre Schreddermaschine ein, mit der sie Obst und Gemüse ins Publikum schießen oder ...“, sagte ich beim Anblick des total tätowierten Leadsängers, der über die Bühne tobte.

„Die kennen Sie? Woher wissen Sie das denn alles? Sie sind doch auch kein so junger Mann mehr und Wessi“, sagte meine junge Tischnachbarin aus dem Dorf.

„Ja“, sagte ich, „Kultur kennt eben keine Grenzen.“ Meine Frau grinste nur und dachte sicherlich an die Gespräche mit unseren Ost-Freunden, die auch jedes Mal baff waren, wenn wir auch ihre Bands wie „Silly“ oder sogar Gerhard Gundermann kannten.

Die Septembernacht wurde lang und auch langsam kalt. „Die ‚Rammsteins‘ spielen wohl doch nicht mehr, oder ...?“ Wir krochen in unsere Schlafsäcke auf Ingrids Wohnzimmersofa – und konnten natürlich nicht schlafen. Die Boxen dröhnten, die Fenster klirrten. Irgendwann gegen Morgen schliefen wir dann doch wohl ein wenig ein.

Eine wunderschöne Morgenstimmung, Morgenröte, noch neblig. Rauchende Feuertonnen der Nacht. Eine hübsche, dunkelhaarige junge Musikerin stand unter der Kastanie und sang zur Gitarre einen Song von Joan Baez. Die ersten Gäste saßen bereits morgenkaterig an den Tischen und genossen das keinen Wunsch offen lassende Frühstücksbuffet. Wir ebenfalls. Ingrid, Elke und ihre Kinder kamen auch bald hinzu. Hier und da mit dem und der noch ein paar müde Gespräche.

„Wir brechen jetzt auf, liebe Ingrid. Und nochmals vielen Dank! Wir haben ja schon viele Feste auf deinem Hof gefeiert, nicht wahr? Denk an deinen Sechzigsten und die langen, weindurchtränkten Nachtgespräche mit Rainer Sperl und dem ‚Eierbahn-Mann‘, aber das hier zum Schluss ...“ Sie sah traurig auf ihre Kastanie und seufzte tief. Letzte Umarmungen und Dank auch an die Brautleute, die so taten, als kennten sie uns gut und schon lange. Hatten wohl längst den Überblick verloren. Die Party ging weiter.

Wir ließen die Wagenburg hinter uns wie die Römer das Dorf in Gallien.

Ingrid hat jetzt eine Wohnung in einem ausgebauten Dachgeschoss eines dem Dorf gehörenden Hauses. Sehr gemütlich. In Sichtweite des Hofes. „Ich blicke aber gar nicht mehr da hin“, sagte sie, als wir sie vor Kurzem mit Elke besuchten und eine kleine Einweihung feierten. Nur wir vier. Die großen Feiern sind vorbei. Sie schreibt, wie gesagt, gerade ihr drittes Buch über die DEFA.

Wir erzählten ihr von der Feuerzangenbowle bei Elke in Caputh und dass Jutta Hoffmann auch dabei war. „Warum ist eigentliche kein Beitrag von ihr in deinem Buch?“, wollte ich wissen.

„Ich wollte nur die Hiergebliebenen ...“ Da war sie wieder, die alte Zerrissenheit zwischen „Hiergebliebenen und Abgehauenen, Ausgebürgerten“, die bei den DEFA-Filmnacht-Gesprächen immer wieder zum Ausdruck kam.

Wenn Ingrid aus dem Fenster schaut, sieht sie auf die ehemalige Kreuzbrucher Dorfkirche. Lange Zeit war das eine funktionslos gewordene Ruine, auf deren Dach Birken wuchsen. Inzwischen hat der Maler Horst-Werner Schneider sie „gerettet“ und liebevoll und sehr behutsam als Wohnung und Galerie ausgebaut. Zwar nach wie vor zweckentfremdet, aber immerhin ... Nicht nur in Brandenburg verlieren die Menschen ihren Glauben. Leider.

Am ersten Advent 2009 hatte Ingrid dort in diesem schönen Kontext noch einmal ihr Buch „Der ungeteilte Himmel“ vorgestellt. Ein wundervoller Abend, besonders durch die zu Tränen rührenden Erzählungen des bekannten Schauspielers Michael Gwisdek, einer der Zeitzeugen des Buches und der Überraschungsgast des Abends.

Kreuzbruch, dieses unscheinbare Dorf im Landkreis Oberhavel, ist immer wieder für eine Überraschung gut. Dank Ingrid Poss.

„Wie kommt es, dass wir es nicht so schwer haben im Umgang mit den Osis wie andere Wesis, die vorgeben, ständig von den ‚Ost-Themen‘ genervt zu sein, dass wir eigentlich leicht mit den Brandenburgern und den Ost-Berlinern in Kontakt kommen und sogar Freunde werden und bleiben? Natürlich nicht mit allen, wie denn auch?“ Das haben wir uns und Ingrid oft gefragt.

„Ihr seid irgendwie so anders als die anderen, irgendwie ...“

War das nun Opportunismus oder Nachsichtigkeit? Nachlassende Streitkultur? Nur „holländische“ Toleranz, aber eigentlich Gleichgültigkeit? Vielleicht liegt es ja doch am „Wärmeprinzip“.

Auch in dem harten Umfeld meiner Bau-Arbeit und meines

BERUFES

gelang es mir immer wieder leicht, „Brücken zu bauen“, über die man gemeinsam gehen konnte. Zumindest eine Zeit lang, bis, ja bis ...

Es fing ja alles so gut und aussichtsreich an damals, 1991, kurz nach dem Ende der DDR. Endlich war es möglich, in den Regionen um Berlin herum Standorte zu verankern. Die erste Chance bot sich für meine Baufirma in Ludwigsfelde, südlich von Berlin, zwischen Potsdam und Königs Wusterhausen. Also im „Speckgürtel“ von Berlin.

Aber irgendwie kam meine Firma zu ihrer neuen „Tochter“ wie die Jungfrau zum Kinde. Meinem Vorstand wurde durch die Treuhand bei der Auflösung des riesigen „VEB IFA-Automobilwerke Ludwigsfelde“ die ehemalige Bauabteilung dieses Werkes angeboten. In diesem Kombinat wurden in DDR-typischer Industriemonokultur Lkws hergestellt. Ein riesiges Areal, eine kleine Stadt für sich nach sozialistischem Selbstversorgerprinzip. So also auch mit einer Bauabteilung, die für alle Bauarbeiten im Werk zuständig war. Wir wurden gefragt, ob wir die nicht übernehmen wollten, um eine eigenständige Baufirma daraus zu machen. So was passt ja jetzt nicht mehr.

Ich war sofort begeistert: „Sollten wir machen, bestimmt gute Fachleute hier und die Aussicht, dass ...“

In der alten Autostadt wollte sich Mercedes-Benz gewaltig engagieren. „Wir werden hier wieder Mercedes-Lkws bauen“ – dies verkündete stolz kein Geringerer als Edzard Reuter, der damalige Chef von Mercedes-Benz und Sohn des ehemaligen Berliner Oberbürgermeisters Ernst Reuter. Das neue Bundesland Brandenburg und die Stadt Ludwigsfelde jubelten: Arbeitsplätze, Arbeitsplätze! „Und wir könnten da so eine Art ‚Haus- und Hofmaurer‘ werden“, sagte unser Vorstand, „da wird bestimmt viel neu-, um-, an- und aufgebaut.“ War ja auch durchaus realistisch.

In der Tat hat Mercedes-Benz im Februar 2011 gerade das zwanzigste Jubiläum des Produktionsbeginns im Werk Ludwigsfelde gefeiert. 400 000 Nutzfahrzeuge entstanden seither, produziert von 2200 Beschäftigten. „Ein Aushängeschild der regionalen Wirtschaft“, verkündete Brandenburgs Ministerpräsident Matthias Platzeck. (Der saß übrigens damals bei meiner Rede im Filmmuseum als Oberbürgermeister von Potsdam neben mir. „Ah, der Gast!“, sagte er bei der Begrüßung zu mir und gab meiner Frau und mir höflich die Hand.)

Also wurde das Gelände des ehemaligen Bauhofs der IFA-Automobilwerke erworben. Mit „Mann und Maus“. „Mann ist Ihr Bier, Mäuse das unsere“, erklärte mein Chef und schickte mich nach Ludwigsfelde.

„Ich faxe Ihnen lieber mal eine Lageskizze rüber“, sagte der neue Geschäftsführer, mit mir seit Langem bei unserem Berliner Baukonzern tätig. „Sie müssen uns in dem riesigen Gelände ein bisschen suchen, man kann sich leicht verirren.“

Von unserem Haus am Schlachtensee auf die Avus sind es nur circa 200 Meter. Dann Richtung Dreilinden, der ehemaligen Grenzanlage, nur circa fünf Kilometer entfernt. Jetzt eine Geisteranlage – von der aufgestauten Wut der Menschen zerstört, zerschlagen –, durch die der Wind fegte. „Muss man noch mal hin, bevor alles verschwindet“, dachte ich.

Eine Brücke, die Brücke über den Teltowkanal – sie wurde später im Zusammenhang mit der neuen Autobahn und anderen Brücken ganz schick „bauhausmäßig“ blau erneuert –, hatte ich auch auf diesem Weg zu überfahren.

Trotz Skizze landete ich im „werkseigenen“ Wald, traf aber schließlich doch noch rechtzeitig ein.

Die „Mannschaft“ erwartete mich reserviert, ängstlich. Ich konnte es gut verstehen und war selbst nervös. Irgendwie brach aber schnell das Eis, als ich in irgendeinem Zusammenhang eine Zeile aus dem Song „Mont Klamott“ von „Silly“ zitierte.

Ich führte mit ihnen dann die notwendigen Abstimmungs- und Organisationsgespräche.

Besonders ist mir der für den Einkauf zuständige Mann in Erinnerung. War ja alles vollkommen neu für den auch

schon über fünfzigjährigen Mann. „Einkaufen, auswählen, vergleichen – alles Fremdwörter bei uns“, sagte er und gab sich große Mühe, meinen Erklärungen zu folgen. „Wir bekamen ja alles zugeteilt, das meiste musste organisiert werden. Mann, was war ich in der DDR unterwegs“, seufzte er, „und musste um Material, Ersatzteile und Ähnliches bei den Kombinatn bitten und betteln. Und wir haben gesammelt, gehortet und getauscht wie die ersten Menschen. Aber nun ist das Füllhorn ja endlich offen.“

„Da gibt es ein Lied von Gerhard Gundermann, in dem er ...“

„Kenn ich nicht“, sagte er.

„Na ja“, dachte ich, „klappt halt nicht immer.“ – „Am besten, Sie machen auch mal eine Reise nach Berlin und besuchen mich, damit ich Ihnen zeigen kann, wie wir das alles so machen. Vielleicht hilft es Ihnen“, stimmte ich in seine „Füllhorn“-Begeisterung ein.

„So sind sie fast alle“, sagte mir der Geschäftsführer zum Abschied, „voller Elan, mit dem Willen zum Neubeginn und voller Erwartungen. Macht Spaß. Und ich tue auch eine Menge für die Motivation.“ Ein Mann nach meinem Geschmack.

„Manchmal bin ich mir nur nicht so sicher, ob wir alle Erwartungen auch erfüllen können. Machen wir denn eigentlich alles richtig?“, sinnierte er dann nachdenklich. Ein Mann mit Weitsicht. Denn die Enttäuschung kam schneller, als wir alle dachten. Zumindest konnten wir das Ankommen in der neuen Marktwirtschaft noch mit „sozialer Wärme“ versehen. Nicht jeder, aber viele bemühten sich, nicht den „Besserwessi“ rauszuhängen. Später allerdings ...

Das mit dem „Haus- und Hofmaurer“ klappte nicht so recht. Der Wettbewerb, die anderen Planungen von Mercedes-Benz – na ja, es ging noch eine ganze Weile gut. Andere Unternehmen kamen auch in den anderen neuen Bundesländern noch hinzu, der Konzern wurde größer und größer, auch erfolgreicher. Irgendwann wurde es „kälter“ und globaler. Nicht nur in unserem Baukonzern. Es dauerte keine zehn Jahre. Schließlich fraßen uns holländische „Heuschrecken“. Die kannten das „Wärmeprinzip“ nicht. Im Jahre 2000 erwischte es schließlich auch mich. Da hatte ich Gott sei Dank das beinahe „richtige Alter“.

Die „Heuschrecken“ von damals bauen übrigens zurzeit das neue Schloss in Potsdam und den neuen Flughafen in Schönefeld – verrückt! Das sind Brandenburg-Begegnungen der „vierten Dimension“.

Erzähle ich doch lieber zum Schluss noch von einer angenehmen Begegnung mit ganz besonderem Charakter, von einer Beziehung aus dem neuen

FREUNDESKREIS.

Wenn man über die Autobahn zum Stern-Center in Potsdam will, fährt man am Gelände der ehemaligen Grenzanlagen „Dreilinden-Drewitz“ vorbei. Heute ein trostloser Europarc, nur mit ein paar Gebäuden einfältigster Nutzraumarchitektur bebaut, eBay, Porsche, ein paar kleine Firmen. Der große Wurf blieb bis heute aus. Die negative Energie dieses Ortes wirkt fort. Ein einzelner Wachturm als Erinnerungsstätte erinnert daran.

Damals 1991 waren wir noch mehrmals dort, um diesen Schreckensort aller West-Berliner noch mal ohne Angst und Grusel zu erleben. Faszination des ehemals Bösen. Es war mittlerweile verboten, die Absperrungen zu überklet-

tern und auf dem Gelände herumzuspazieren. Die Wut der Ost- oder West-Deutschen (wer weiß das heute noch so genau?) hatte sich an dem vierzig Jahre alten Hassobjekt gründlich und ungehindert ausgetobt. Das Hass-Happening muss grandios gewesen sein und hinterließ skulpturhafte Bilder der Zerstörung und endzeitartige Verwüstungen.

Wir schraubten ein kleines Zinkschild mit der säuberlichen, in Schreibschrift vorgenommenen Beschriftung „NN Licht Band 7 Sicherungen Licht Band“ ab und nahmen es als Beute mit. Wir schenkten es später dem Ost-Berliner Künstler Rainer Görß für sein kleines Museum „Gießerei – Sprachraum“ in der Linienstraße in Berlin-Mitte. Passte da gut hin, denn dort in den Räumen einer ehemaligen Gießerei hatte er eine Unmenge von DDR-Hinterlassenschaften installiert und deren Energie transformiert. Er galt damals als „der neue Beuys“. Nicht nur deshalb kauften wir 1997 in seinem Atelier ein interessantes Bild: „Gouache o. T.“. Das mit dem Beuys fand er albern. Dafür bearbeitet er wunderschön ein paar großformatige Fotos von unserem Besuch in seinem Atelier. Eine Freundschaft ist leider nicht daraus geworden. Vielleicht, weil keine Brücke ...

Unsere Tochter Gesa und ihre Freundin sammelten eifrig schwarze Kunststoffkugeln auf, die in den Baracken zu Hunderten herumlagen. Die gehörten einst zu den kuriosen Transportbandanlagen, die an den wartenden Autos entlang aufgebaut waren und auf denen die Vopos die Ausweise und Pässe zu ihren Kollegen in die Baracken schickten. Gesa färbte die Kugeln später rot ein, machte daraus trashige Ketten und beschenkte damit ihre Freundinnen. Eine Beuys-gemäße Transformation von Objekten feindseliger Energie zu Objekten der Freude, fand ich.

Plötzlich waren wir nicht mehr allein auf dem riesigen Areal. An einer der zerstörten Abfertigungsbaracken sahen wir in der Ferne einen Kleintransporter herumkurven und einen Gegenstand einladen. Dann kam er auf „unsere“ Baracken zugefahren. Ängstlich warteten wir. Immerhin war es hier ja verboten ...

„Na, das gibt’s doch gar nicht! Ich werd verrückt! Wo Sie sich auch überall rumtreiben!“ Robert Fabry, ein Antiquitätenhändler aus Potsdam, hüpfte aus seinem Transporter und lachte.

„Ja, und was machen Sie ...?“

„Ich hab einen Betonkübel gebraucht, liegen ja hier ’ne Menge rum. – Na, dass wir uns hier wiedertreffen, ist ja ein Ding, oder?“

Wir hatten ihn 1990 in Potsdam kennengelernt, als wir wieder einmal neugierig in der Stadt umherstreunten. In die Ruinen des zum größten Teil verfallenen Holländischen Viertels mussten wir natürlich rein. „260 Jahre alt“, sagte ein junger, bunter Punky („Die gibt’s auch hier?“), der misstrauisch, aber freundlich die merkwürdigen Typen beugte, die da in „sein“ Revier eindringen.

„Ja, ein einmaliges Stadtviertel, so was kannste nich mal in Amsterdam finden“, sagte ich, „müsst ihr gut drauf aufpassen, wird man sich bald drum reißen.“ Ich dachte an bestimmte Rechtsanwälte, die schon längst an Verträgen bastelten und nur darauf warteten, dass ...

Hinter einem Haus in der Gutenbergstraße, von dem nur noch die Fassade stand („Wie eine Filmkulisse, nich?“), „musste“ meine Frau dringend, während ich in einem Hausflur eines anderen Hauses – „1798“, konnte ich im Medaillon über der Durchfahrt lesen – ein Foto von Erich Honecker mit Goldrahmen und zerbrochenem Glas liegen sah, das ich in meine Tüte steckte. In der Charlottenstraße „retteten“ wir ein herabhängendes Schild „Staatlicher Kunsthandel der DDR“ vor dem Müll.

In der damaligen Otto-Nuschke-Straße (heute Lindenstraße) am Jägertor sahen wir einen großen Lkw, aus dem

ein paar Männer Möbel in den Laden eines ziemlich heruntergekommenes Hauses schleppten. Wir gingen einfach hinterher. Der Laden sah nicht minder schlimm aus. Stand aber voller Möbel und anderer Sachen. „Verkaufen Sie die auch?“, fragte ich einen der Männer im mittleren Alter, der einen für DDR-Verhältnisse ungewöhnlichen Zopf trug.

„Eigentlich noch nicht; ich richte mich erst hier ein, aber wenn Sie wollen ...?“

Wir wollten und kauften einen Biedermeier-Schrank und ein Biedermeier-Nächtischchen.

„Wohin ...?“

„Sie fahren über die Brücke nach Berlin und dann ...“

„Ach, Nikolassee, am Schlachtensee? Kenn ich gut, meine ...“ Er brach mit einer resignierten Handbewegung ab.

Warum wir einander sofort sympathisch fanden und vertrauensvoll waren, wussten wir selber nicht so recht. Jedenfalls saßen wir bald danach vor einem kleinen Café um die Ecke, und Robert Fabry erzählte uns beinahe sein ganzes Leben in Potsdam. Ein aufregendes, aufreibendes und gefährliches Leben. Ein „richtiges Leben im falschen“, das zeigte, was die DDR ohne jede Beschönigung vor allem auch war: ein Unrechtsstaat. Das sagt noch lange nichts aus über die Menschen. Jedenfalls nicht über die unserer Begegnungen. Seine Erzählungen zogen uns so in den Bann, dass wir ganz die Zeit vergaßen.

Das Honecker-Bild schmiss ich danach doch lieber wieder weg. Müll.

„Meine Frau, Marinchen, und ich würden uns freuen, wenn Sie uns mal in Bornstedt besuchen“, sagte er, als er uns die Möbel lieferte.

„Wo ist das?“

„Na, Schloss Sanssouci, kennen Sie ja sicher, Mühle, und dann immer geradeaus.“

„Marinchen“ empfing uns mit ihrer kleinen Tochter Dörthe an der Hand an der Gartentür. „Los, kommt rinn!“

„Marinchen“, eigentlich Marina, war und ist eine ungemein „taffe“, attraktive Frau mit erfrischendem Humor, die ihre Probleme und Sorgen immer leicht mit einem „flotten Spruch“ wegdrückt. Eine Frau „mit dem Herzen auf dem rechten Fleck“, sagt man wohl.

Ihr Mann – wir blieben übrigens bis heute beim „Sie“; „drückt meinen Respekt für Sie aus“, sagte er – hat sich mit Leib und Seele den Antiquitäten verschrieben, auch schon zu DDR-Zeiten, was ihm natürlich viel Ärger einbrachte. „Sie müssen sich vorstellen: die ganzen Nachbarn um uns herum mit Ferngläsern.“ Wir saßen unter einem großen Birnbaum im Garten. Er blätterte in seiner dicken Stasi-Akte. „Hier: ‚Marinchen schält eine Birne im Garten und ...‘ So ’n Schwachsinn haben die haufenweise ...“ Wie zur Erinnerung fiel eine Birne vom Baum in ein Sektglas, das zerbrach und seine Wut und seinen Schmerz auflöste. „Langer Stasi-Knast, Haus weg. Wenn ich nicht mein Marinchen gehabt hätte, dann ... Freikauf durch die BRD und Übersiedlung nach West-Berlin.“

Nach dem Fall der Mauer bekam er sehr schnell sein Haus zurück. „Habe den Stasi-Typen eigenhändig verjagt, Mann. Er war ganz überrascht und hatte keinerlei Unrechtsbewusstsein! Die Staatsanwältin habe ich neulich in Potsdam getroffen, sie erkannte mich sofort, zuckte nur mit der Schulter.“

„Eine Begegnung der schrecklichen Art“, dachte ich und musste an die Erzählungen meiner Mutter nach dem Krieg denken.

Robert Fabry und seine Frau richteten den Laden und ihr Leben neu ein. Sie kauften später sogar das alte Haus und bauten und bauten und gestalteten es, alle Lasten und Querelen geduldig tragend, um. Ein ziemlich langer Prozess.

Wir halfen auch ein wenig mit, wofür sie uns heute noch dankbar sind.

„Wie hältst du das bloß aus, Marinchen?“, fragte meine Frau immer wieder.

„Wir Osis sind fleißig und hart im Nehmen“, lachte sie. „Wie die Schwaben“, fügte sie dann hinzu und drückte meine Frau kräftig und herzlich. Ein so oft gehörter Spruch. Muss was Wahres dran sein.

Es ist ein sehr schönes Haus heute, ein Schmuckstück. Wir besuchen sie immer wieder mal in ihrem Geschäft „Antiquitäten am Jägertor“ und „saufen ihnen den Sekt weg“ („Das nächste Mal aber keen’ so komischen Kuchen, Renate, wa?“). Eine herzliche Freundschaft, die wir nicht mehr missen möchten.

Immer wieder treffen wir dort auch auf interessante Leute und hören ihnen zu, wenn sie aus ihrem Leben in der DDR erzählen, neugierig aber auch immer auf unsere andere West-Sozialisierung. „Orale Zeitgeschichte“ sagt man wohl dazu.

In der Nacht vom 10. auf den 11. November 2009 standen wir natürlich wieder auf der Glienicker Brücke, um hier das Bürgerfest zum zwanzigsten Jahrestag des Mauerfalls mitzufeiern. Die Vorbereitungen zur Feier am Brandenburger Tor in Berlin hatten wir uns nur am Tage angeschaut. Obwohl ja Berliner, wollten wir die Erinnerung an den „Wahnsinn“ lieber auf der Brücke noch mal erleben. Irgendwie ist sie uns „näher“. Nicht sehr viele Wessis, wie uns schien, wollten das mit uns tun.

Die Brücke wunderschön in herrlichen Farben illuminiert. Passend zum neuen Image der Stadt. „Potsdam – die Stadt der Reichen und der Schönen“, kann man immer mal wieder lesen. Alles wunderbar hergerichtet. Wer sich’s leisten kann und auch noch „schön“ ist, findet sich tatsächlich in den versprochenen „blühenden Landschaften“ wieder und richtet sich ein. Und wenn sogar bald das Schloss ...

Aber zugegeben, auch die „nicht so Reichen und Schönen“ können ganz zufrieden sein. „Der Potsdamer Arbeitsmarkt sinkt auf Rekordtiefe. 8,5 Prozent – ein Rekord in der Region“, konnte man kürzlich lesen. Vollbeschäftigung wäre natürlich besser.

Ein wenig wehmütig gingen wir dann in der Nacht wieder über die Brücke nach Hause. Freunde oder Bekannte hatten wir nicht getroffen. Keine Lust zum Feiern?

Ein Song von „Silly“ klang mir dauernd im Kopf herum. Tamara Danz singt so einfühlsam in „Traumpaar“:

„Das Traumpaar des Jahrhunderts,
die Schlampe und der Held,
entzündet große Gesten auf dem Parkett der Welt.
Die feuerroten Haare hat man ihr schwarz gemacht.
Ich hab den blassen Schimmer,
sie wachsen wieder nach ...“

„Schade, dass die Fusion von Berlin und Brandenburg – war 1996, nich? – so jämmerlich gescheitert ist. Die Brandenburger wollten uns nicht, das ‚Wärmeprinzip‘ hatte nicht funktioniert“, sagte ich noch zu meiner Frau Renate.

Dabei wären wir so gern Brandenburger geworden ...